



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Herr v. Sternberg und seine Berliner Figuren : ein Literaturbrief aus Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Herr v. Sternberg und seine Berliner Figuren.

Ein Literaturbrief aus Berlin.

— — Sie wünschen, ich solle melden, was man hier in der Gesellschaft über literarische Dinge meint. Sie setzen mich in Verlegenheit, und so will ich Ihnen eben den Bericht erstatten, daß wir uns in Verlegenheit befinden. So wenig wir hier in der Journalistik zu einer gedruckten, wahrhaft öffentlichen Meinung gekommen sind, so wenig kann hier von einer gesprochenen „Meinung des Salons“ die Rede sein. In Wien ist eine solche weit eher möglich, dort wird das Urtheil, das die Bildung abgibt, sogar leicht canonisch, weil die Gesellschaftsmasse eine feste, in sich gesicherte ist. Aber das höhere Wien liegt fast außerhalb deutscher Zustände, es ist ein Gemisch von italienischem Müßiggang im Empfinden und französischer Frivolität im Denken, zu welchem die Naturlaute zusammengeraffter Völkerstämme barocke Zwischentöne liefern und ein wunderbar mannigfaltiges Concert abgeben. Das feste Herkommen der aristokratischen Lebensgesetze macht es möglich, daß man von einer Meinung der feineren Bildung in Wien reden kann. Aber die Bildung in Wien ist nicht deutsch; zur Hälfte wenigstens ist sie aus slavischen, italienischen und ungarischen Elementen zusammengesetzt. In Berlin ist die Bildung deutsch; die russischen Sympathien lassen nach und der Herrscher, der sich den Namen Friedrich Wilhelm des Deutschen erwirbt, hat sogar aus dem deutschen Süden so viel Kräfte hier versammelt, daß Berlin wirklich ein deutscher Centralpunkt zu

werden verspricht, wo norddeutscher Witz mit den Geburten süddeutscher Phantasie in einen lebhaften Austausch geräth. Aber zu einer „Meinung des deutschen Salons“ bringt es Berlin nicht leicht, weil in unserm weitläufigen Prozeß eines Werdens und Heranbildens Alles durcheinandergreift und eine festgehaltene Sonderung der Stände gegen die Macht der Intelligenz, auf der unser Staat beruht, gegen die Bildung des Jahrhunderts streitet. Wir sind hier freilich mitunter so parfümirt, als hätten wir zeitlebens nur in Ambra und Weihrauch geathmet; aber wir sind auch in jedem Augenblick wieder so derb witzig, als wären wir der Gese des Volkes entfliegen. Der wache Verstand läßt uns nicht dazu kommen, in den höheren Regionen eine „exklusive Menschheit“ festzuhalten. Wollen Sie ein in sich festes Gutachten der bevorzugten Classe, so gehen Sie nach den kleinen Städten deutscher Residenzen. Denken Sie an Weimar. Ein kleiner Hof mit seiner geschlossenen Haltung, um ihn herumgruppirt der Adel der Geburt mit seiner Bildung, die sich noch vom ancien regime herschreibt, noch vom Adel des Talentes datirt; sonst wenig oder kein Bürgerthum, keine Industrie von heute, kein Volk: in solchen Grenzen und Bedingungen ist Salonmeinung, eine feste, die eine Gesamtheit vertritt, noch möglich. Wir haben hier, Gott sei Dank! zu viel Volk um uns, um unser Gutachten, Denken und Fühlen im Hohlspiegel einer begrenzten Bevorzugung abfangen zu lassen.

Und doch macht eine Feder aus dem Salon unsere Zustände literarisch. Herr v. Sternberg hat einen Roman „Diana“ geschrieben und man spricht von Berliner Figuren, die er darin geschildert. Gegen die Muthmaßung beabsichtigter Portraitähnlichkeiten hat er sich ausdrücklich verwahrt. Verhältnisse und Personen, sagt er im Vorwort, seien durchaus fingirt. Sonst könnte man auch in der That starke Anklage erheben, daß er unsern, von gewissenhafter Polizei überwachten Zuständen Criminalverbrechen aufbürdet, die so wie in seiner Romandichtung still und gemächlich herumwuchern, und wie ein Spiel zwischen gemeinen Verbrechern, ränkesüchtigen Advocaten und hochgestellten Staatsmännern Jahre lang fast gemüthlich naiv gepflegt und genährt werden. Man könnte eine mehr als bloß literarische Klage erheben, daß der preussische Staatsminister, den Herrn von Sternberg's „Sittenschilderung“ aus den Dreißigern

dieses Jahrhunderts uns vorführt, dieser wohlconservirte Lebemann mit der frivolen Gesinnung der alten guten Zeit, wie er ihn schildert, Niemand anders als der verstorbene Altenstein sein könne. Dieser blafirte Minister des Herrn v. Sternberg, der wohl mehr eine russische als eine preussische Erfindung genannt werden kann, jammert laut und heftig, wie schwer es sei, die exclusive Welt mit frischen Kräften zu ergänzen; ein Vorzug, der dem Bürgerthum, dem allmächtig heranwachsenden, zugutkomme, und macht allen Ernstes seinem Advocaten zur Verbesserung der Racen den Vorschlag, die Aristokratie mit einem Transport frischer Weiber aus Georgien zu versehen, die Adelsprobe wolle er ihnen für ihr Blut gern erlassen. Welch ein Gemisch von boshafter Satyre und schlagender Wahrheit legt der Verfasser seinem Minister in den Mund. Säge man in die Unseligkeiten, in den jammervollen Unfrieden der Familien, die der Pöbel beneidet, — so läßt er ihn ausrufen, — man würde billiger über ihre Schwächen urtheilen. Wahrlich, sagt er, wir haben zu viel zu thun, die Schande von unsern eigenen Mitgliedern fernzuhalten, um viel Zeit zu haben, eine einflußreiche, die andern Stände begrenzende Stellung im Staate zu erobern. Wir, sagt er, deren einziges und erstes Erbtheil die Ehre ist, haben alle Hände voll zu thun, die Unehre abzuhalten, um sie — großmüthig unsern Feinden zu überlassen. Die geschmeichelte Demokratie hat für solche Ueberlassenschaft zu danken. In der That, Herrn v. Sternberg's Einblicke in den ausgehöhlten Bau der Geburtsadelschaft könnten für großartig gelten, wären sie nicht zugleich eben so starke Beleidigungen gegen Alles, was Adel der Menschheit, Adel der menschlichen Seele heißen darf. Wir werden immer gut thun, uns daran zu erinnern, daß Herr v. Sternberg ein Russe, kein Deutscher ist.

Eben so wenig als der Minister, ist dessen Seitenstück, der alte starre General auf seinem gothischen Stammschloß an den Ufern der Ostsee, Copie einer Wirklichkeit. In den preussischen Stammländern ist der Adel germanisch reiner und stolzer festgehalten als in Deutschland, aber seine Untergebenen haben einen Anflug von Leibeigenschaft, der uns an die russische Aristokratie gemahnt, die auf der Claverei des Pöbels beruht. Der Verfasser der „Diana“ gibt eine vortreffliche Skizze über diese Zustände Altpreußens, ver-

gibt aber, daß eine fertig ausgebildete Spitze derselben, wie er sie im alten General, diesem „Fürstenhasser und Aristokraten der Gesinnung,“ schildert, nicht mehr in unsere Zeit hineinreichen kann. Die Monarchie von heute steht zu fest auf der Demokratie, sie ist kein Versuch mehr, sich von der alten Stütze des Adels zu befreien, sie ist die fertige Thatsache einer Herrschaft mit Hilfe des Volkes. Herr v. Sternberg glaubt, der Staat schwanke mit seinem Schwerpunkt in der Wahl der „Liebhabereien.“ Nach seiner Lebensanschauung ist die ganze Weltgeschichte ein leichtfertig Spiel und die Acteurs lachen sich über ihr Gelingen in's Häufchen. Er kann die Lächerlichkeiten seines Standes sehr gut schildern, er kann selbst tiefere Wunden des Zeitalters aufdecken, aber er hat keine Mittel, sie zu heilen; jenes ist Sache des Talentes, dies Sache der guten Gesinnung; jenes gelingt selbst der glaubensleeren Voltaireschen Frivolität, dies ist die Thätigkeit der Liebe, die Angelegenheit eines großen freien Herzens. Selbst wo er die moralische Auflösung des alten Jahrhunderts schonungslos aufdeckt und die Betheiligten, die im alten Polster sitzen und schwelgen, auf's Aeußerste geißelt: die geheime Verwilderung, die er abschreckend schildert, wird er selbst nicht los. Und so läuft denn auch alte und neue Zeit in seinen Darstellungen grenzenlos durcheinander, Tugend und Laster, Scham und Schande machen einen Weitschritt in seinen Gemälden, selbst jede einzelne Figur für sich trinkt vom Kelch einer verzweifelten Betäubung und die Unsicherheit einer gesinnungsleeren Willkür greift maßlos um sich. Patienten können nie Aerzte sein.

Aber Patienten kennen oft sehr gut ihre Zustände; haben sie Formnambule, d. h. im vorliegenden Falle poetische Momente, so geben sie sogar wunderbare Winke über den Sitz und den Verlauf der Krankheit. Auf die Recepte, die Herr v. Sternberg gibt, sollte ein Arzt nichts geben, aber wenn ein Patholog die Geschichte unserer Gesellschaftszustände schrieb, so müßte er in dessen sämtlichen Novellen die Krankheiten der „feinen Bildung“ studiren. Wollte Herr v. Sternberg selbst unser Geschichtschreiber, unser „Sittenmaler“ sein, so müßte er sich doch erst besser um die germanische Rechtschaffenheit kümmern, die bei allen Verkümmern, die das Ausland an uns verschuldete, in unserem Naturell doch als ein starker Fond, wenn auch lange und oft genug als ein todttes Kapital sitzen blieb. Wi

sind nicht so entartet, wie dieser curländische Edelmann uns fingirt. Ich tadle nicht, daß die Portraits verfehlt sind; Portraitähnlichkeit wird abgeläugnet. Aber ich tadle, daß diese Figuren, die uns als wirkliche vorgeführt werden, auch ideell, auch in der Möglichkeit verfehlt sind. Dieser frivole Minister, der, um seiner Familie ein Vermögen zu erhalten, ein Verbrechen verschweigt, ist mit der Jahreszahl 17., statt 18., zu belegen. Jener aristokratische Starrkopf auf der Burg seiner Ahnen, der als Jüngling gegen den Vater das Messer zückt, als Greis den Sohn, der eine Bürgerliche heirathen will, mit der Büchse erschießt, dieser wilde Naturmensch aus Altpreußen, der auf Momente an die Bestien seines Waldes erinnert, kann füglich mit der Jahreszahl 15. herumlaufen. Jener Berliner Advocat, ein Schurke, der seinen banquerotten Vater durch Hunger und Mißhandlung wahnsinnig macht, könnte besser in einer alten Ballade figuriren und ein Seitenstück zum Grafen Eulensfeld abgeben. Will Herr v. Sternberg bozen und höllengebreheln, so thut mir leid, daß Berlin nicht der rechte Schauplatz dafür ist. Ein Spiegelberg sehnt sich nach der großen Schule von Paris, Bog ist auf Londoner Grund und Boden gerechtfertigt.

Einige kleinere Figuren sind nationell richtig gezeichnet. Vor Allen ist die „Gastwirthin vor dem Halle'schen Thore“ eine ganz fertige Berliner Gestalt, und es ist merkwürdig, daß gerade eine Natur aus den untern Classen unserer Hauptstadt der Feder eines Autors gelang, die sonst nur glücklich ist bei Figuren „von sophadurchstügender Lebensart.“ Der dürre Referendar, der nicht anders als mit zwei, drei Röcken über einander Toilette macht, ist nur Statist im Bilde; er wäre eine gute Figur, wenn er mehr thäte, als Röcke aus- und anziehen. Die wüsten, lärmenden Gardelieutenants im Roman sind auch wohl mehr russischen Schlages, gehören mehr nach Petersburg als nach Berlin; doch bin ich hier meiner Sache nicht ganz gewiß und will nicht streiten. Zu der armen kleinen Dichterin hat dem Autor gewiß eine bestimmte Person vor Augen geschwebt, die aber mehr ein Product gemüthlicher Kleinstädte sein mag, vielleicht aus der Provinz, so zu sagen, hereingeschneit ist mitten in die moderne Welt der Residenz. Diese gute Kleine schreibt Romane hinter verschlossenen Thüren, ganz mittelalterlich romantisch ungeheuerliche Geschichten; das Atelier der armen Phantastin ist

eine fortgesetzte Schädelstätte der furchtbarsten Gräuel, während ihre Seele so zahm ist wie ein Lamm. Nur findet sie den Uebergang nicht immer leicht von ihren Phantasten zu ihrer Wirklichkeit; oft, wenn sie über die Schwelle ihres Arbeitszimmers stürmt, setzt sie die Rolle ihrer Romanfiguren noch eine Weile fort, schreit über Gift und Dolch, bis sie sich auf die Welt um sich her besinnt. Sie lebt von den Gräueln, die sie erdichtet, und ist doch als Person die Herzengüte selber. Da sie für ihren Roman eine Ballscene in großem Costüm braucht, geht sie mit ihrem Kammermädchen auf's Colosseum und wir erhalten eine Schilderung der dortigen „colossalen Zustände,“ die sehr scherzhaft ist, die aber freilich der kleine blonde Glasbrenner witziger und auch „colossaler“ liefert. — Bei der Schauspielerin Charlotte Hermann finden wir Theegesellschaft. Die geniale Charlotte, die Grazie der Coquetterie auf der Bühne, der Liebling der großen Welt mit dem edlen, vergrabenen Metallkern im tieferen Innern, — sie wird sehr flüchtig stizzirt, aber wir finden bei ihr vielleicht Figuren des Tages, die schärfere Conturen erhalten. Ein alter dramatischer Dichter, immer mürrischer Laune, immer Tabak schnupfend, konnte besser und reicher in Scene gehen. Der jüngere Autor, der immer hinter die große Theemaschine postirt werden muß, um von jenem nicht bemerkt zu werden, ist ein bloßer Strich, keine Zeichnung. Aber wir treffen auch eine kleine alte Dame mit einem confusen, etwas saloppen Costüm, die sich in der Ecke des Sophas zusammenknäult. Sie sagt Jedermann Impertinenzen, die für Genialität gelten sollen, erzählt, wie sie einst als Sockel zum Küssen schön gewesen; da aber Niemand an dieser Schilderung Behagen findet, so läuft „das alte Kind“ wüthend davon. Es ist leicht zu sagen, auf wen diese Striche und Züge zu deuten sind, aber es ist schwer zu begreifen, mit welcher wohlfeilen Trivialität sich der geistreiche Autor begnügt, um eine geniale Frau Berlins blozustellen. Man kann schärfer geißeln, und man ist noch nicht so beleidigend, als diese nichtsbedeutende, wegwerfende Flüchtigkeit.

Wo tiefere Bezüge vorwalten, sie seien moralischer, politischer oder psychologischer Natur, da reicht die elegante Nonchalance des Herrn v. Sternberg nicht aus. Meisterhaft dagegen schildert er die blasirten Schwachhetten, die galanten Miseren der noch immer zu sehr auf französischen Füßen stehenden großen Welt. Sene kleinen

Verbrechen der feinen Gesellschaft, die lächerlichen Ansprüche alten Herkommens, die Verzärtelungen des Wohllebens, die wahnwitzigen Grillen, womit sich das vornehme Ennui die Langeweile vertreibt, alle jene Trivialitäten der hochgestellten Cultur, für welche unsere bei aller Phantasie doch noch erfindungslos gebliebene, prude Muttersprache nur die französisirten Wendungen kennt, das Alles wird unter seinem Pinsel ein Gemälde voll Wirklichkeit und voll Wahrheit. Aber er gibt damit keine Berliner Tabletten, sondern allgemein gültige Bilder aus der höhern Gesellschaft. Da ist die Marquise von Sanneterre, eine französische Grazie, die in wenigen Szenen als meisterhaft gezeichnete Gestalt fertig vor uns steht, in ihrer Begegnung mit einem deutschen Diplomaten auf ihrer Villa bei Rom und später auf dem alten gräflichen Stammsitz in dem für sie fernen, schneebedeckten Thule der preussischen Ostseeküste. Widerlich in ihrer Umgebung ist nur das junge Mädchen, Poppäa, die in immer wechselnder Form, bald als Fee, als Nymphe, als Muse, lebende Bilder gruppirt und als lebendiges Spielzeug dieses vornehmen Gelüstes ein Opfer der nervösen Aufregungen wird. Da ist ferner die lebensmüde Gräfin, die unter den Linden in Berlin wohnt. Sie ist fertig mit all den Reizen, die Natur und Kunst zu bieten wissen; die ewige Wiederkehr der alltäglichen Vernunft um sie her ekelt sie an; sie hört immer dieselben flüchtigen Interessen mit demselben hergebracht vernünftigen Ernst besprechen, sie steht alle Welt so handeln, wie man es von aller Welt erwartet, und nur der Wahnsinn hat ihr noch Neues, Frisches, Niedagewesenes zu bieten. Es gibt für sie Millionen Vernünftige, die zum Ekel einander ähnlich sind, aber nicht zwei Berrückte, die sich vollkommen gleichen. Somit hat sie lauter Diener um sich, die aus dem Tollhause entlassen wurden; Koch, Kutscher, Jäger, Mohr, Kammerfrau, Kammerzofe, alle sind still toll, scheinbar verständig und curirt, aber irgend eine Caprice schmeckt noch nach ehemaliger Verirrung. Was Andere schreckt, das reizt den erschlafften Gaumen der blasirten Gräfin unter den Linden. Endlich eine Fürstin Stamm-Sellwich-Windenhorst mit ihrem in Schleier gehüllten, halb greisig welken, halb kindisch unreif gebliebenen Gesicht, eine vornehme Absonderlichkeit, die spät Abends aufsteht und früh Morgens schlafen geht. Ihr wird das verlorene und vermeintlich wiedergefundene Grafenkind zur Prüfung

übergeben. Es ist ein Mädchen ganz gemeiner Herkunft, das man in die Pension gesteckt und das, nun erwachsen, die Probe aushalten soll. Die Zeichen aristokratischer Natur sind ganz unzweideutig, wie die Fürstin weiß und sagt, gewisse Ausdrucks- und Geberdeweisen lassen sich nicht so täuschend nachahmen, daß die Coterie sie für echt halten dürfte. Der Schimmer der guten Abkunft ist, wie der grünlliche Duft auf der antiken Bronze, ein geheimnißvolles Etwas, das keine moderne Kunst nachmacht. Und siehe! die Tochter des Verbrechens, das Kind eines Falschmünzers, wird von dieser ausgemachten Aristokratin für die echte Gräfin Diane gehalten, während der wirkliche Sproß des alten Hauses bei der Frau Gastwirthin Sempel als Schenk mädchen dient, von Lieutenants verfolgt wird, von einem Dienst in den andern eine Zuflucht sucht, endlich im Zuchthaus für erlogene Verbrechen büßt. Diese Doppelgeschichte der falschen und echten Diana macht den interessanten Faden im Roman. Auf ihrer Wanderschaft als Kammerjungfer von Haus zu Haus machte die wirkliche Diane die Tour durch all die cultivirten Seltlichkeiten einer großen Weltstadt. Das still leidende sanfte Kind ist sehr gut gezeichnet; ihr duldbender Charakter macht diesen Wechsel der Schicksale möglich. Judith dagegen, die den Brief, der die Gräfin documentirte, als Kind gestohlen, als Dame erzogen war und von den hohen Verwandten feierlich acceptirt wurde, ist die Tochter eines Verworfenen; ihr Wesen, ihr Air, ihre Haltung, ihre Bildung hat den Stempel der höheren Welt, die Erscheinung und der Schein genügt, dort Beglaubigung zu finden, während in unbewachten Augenblicken die verworfene Keckheit der gemeinen Creatur, aber mit der ganzen Energie der genialen Abenteurerin, durchbricht. Diese Gestalt ist ganz vortrefflich durchgeführt. Sie ist die ergreifendste Satyre gegen die Vorzüge und Berechtigungen der hohen Geburt. Die Scenen am Schluß des zweiten Bandes sind Meisterstücke novellistischer Darstellung. In dem Moment, wo sie entlarvt wird, weiß sie den alten General, dessen geheime Mordthat sie kennt, durch die Schrecken ihrer Mitwissenschaft zu zwingen, sie fortgesetzt als die Tochter des Hauses anzuerkennen und vor der Welt zu bestätigen. So wird der Betrug sanctionirt, sie triumphirt, wo der Alte schon nach den Knechten rufen wollte, ihr den strahlenden Brautkranz aus den Haaren zu reißen. Das fremde Verbrechen

schützt ihr eigenes und sie lebt fort im Glanz der Welt, die tiefe Weltverachtung im stolzen, kalten Herzen, bis sie in Rom, an der Seite ihres Gemahls, der Dolch des alten Cumpans ihrer gemeinen Herkunft trifft. Auch dieser Genosse des Verbrechens ist eine arge Satyre auf die Bildung des Jahrhunderts. Ueber die Lippen des Gauners sprudeln die Phrasen der feinen Cultur, die nur wie ein Hund erscheint für Lumpen, die nach Wegwurf haschen. In allen solchen Zügen ist Sternberg ein Meister.

Ich habe Ihnen Rede stehen wollen über Herrn v. Sternberg's Berliner Figuren, und konnte dabei nicht mein Urtheil über die mehr als localen Gestalten seiner Dichtung zurückhalten. Es ist wider Willen ein literarisches Gutachten geworden. Der Salon der höhern Gesellschaft steht sich zu arg carrirt, um über das Buch eine Meinung zu äußern.